

Aus meinem Tagebuche.

Bleistifte und sonstige Schulrequisiten; ganz besonders auch Spielsachen, kleine Messer, Musikinstrumente, Bilder und Bilderbücher, Krippenfiguren und Schmucksachen für den Christbaum.

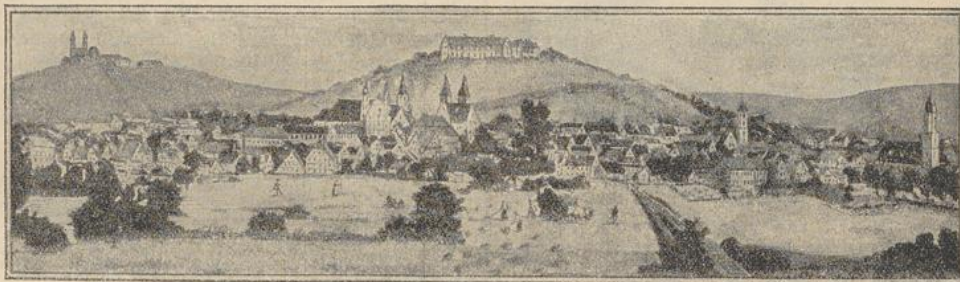
Mancher Kaufmann hat vielleicht verschiedene solcher Sachen auf Lager, die infolge eines kleinen Defektes nicht mehr gut verkäuflich sind, mit denen er aber unserer Mission ein hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk bereiten könnte. Desgleichen hat wohl manche Hausfrau, Lehrerin oder Institutsvorsteherin usw. dies und jenes in Vorrat, was die eigenen Kinder kaum mehr ansehen, wornach aber unsere schwarzen mit beiden Händen greifen würden.

Unsere Bitte geht nun dahin, die Sachen tunlichst bald an unsere auf dem Titelblatte des „Vergißmeinnicht“ angegebene Sammelstelle einzusenden, damit sie von dort aus rechtzeitig nach Mariannhill geschickt werden können. Des dankbaren Gebetes unserer schwarzen Kinder und Neuchristen dürfen

hälfte von dem, was wir gleich nach dem Kriege zahlen mußten. — Das Geschäft im Laden gebe ich allmählich ganz auf, denn die Judent Konkurrenz ist zu unehrlich. — Da wir zu weit von Ditschastan weg sind, verwenden wir die Milch zur Butterbereitung. Wir machen 40 bis 50 Pfund Butter per Woche und bekommen 1 Schilling 6 und 1 Schilling 9 Pence (nicht ganz 2 Mark) per Pfund.

Sozial-politisches Leben. — Mit den Nachbarn, von denen man hier ziemlich weit entfernt ist, stehen wir auf dem besten Fuß. Wir gehen zwar selten irgendwohin, haben aber immer Besuch, besonders zur Obstzeit. Bei Buren gibt es wohl Tanzabende, wie etwa bei Hochzeiten usw., da aber in unserer nächsten Nähe nur Buren von geringerer Bildung wohnen, nehmen wir keinen Anteil daran, wohl aber gehen wir zu ihren Begräbnissen.

An eigentlicher Politik beschäftige ich mich nicht, da ich noch immer Schweizer Bürger und kein englischer Untertan bin. Wohl aber kann ich hier und da



Ellwangen, Stadt in Württemberg.

unsere geehrten Wohltäter stets versichert sein, und sagen wir in deren Namen schon zum voraus für alles und jedes ein herzliches, hundertfaches „Vergelt's Gott!“

Mariannhill, 1. Juni 1910.

Die Redaktion.

Aus meinem Tagebuche.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, O. M. M.

(Fortsetzung.)

Emmaus. — Mitte Februar vor. Jz. erhielt ich von einem deutschen Farmer in Transvaal, dessen Vater vor etwa 20 Jahren in Mariannhill als Trappistenbruder starb, einen Brief, den ich hier im Auszuge wiedergeben möchte, da er vieles enthält, was einen interessanten Einblick in die dortigen sozialen Verhältnisse gewährt. Er schreibt:

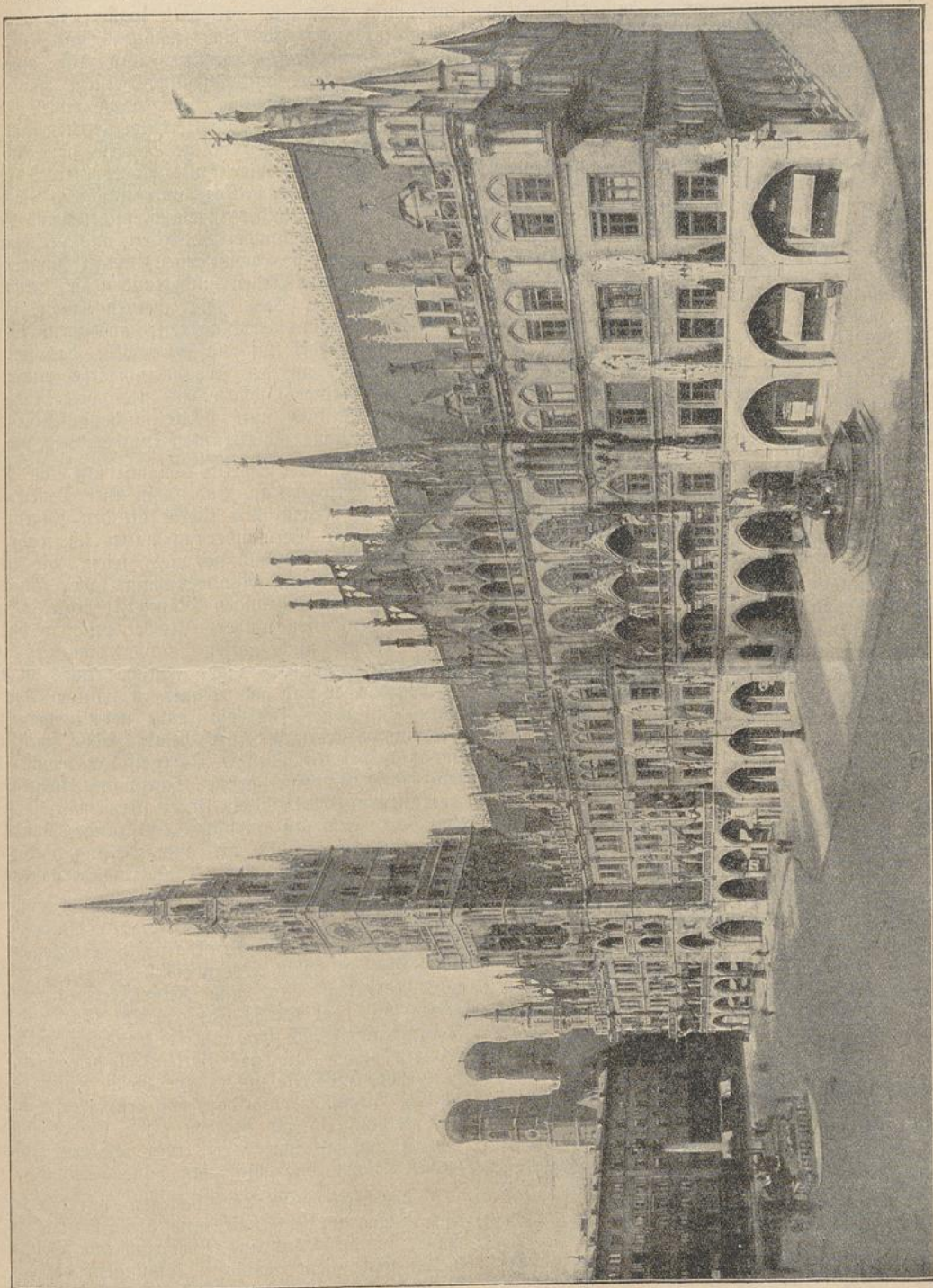
„Meine Hauptbeschäftigung ist Landwirtschaft, und nebenbei habe ich einen kleinen Laden. Ich bebaue etwa 200 bis 250 Acres Land und treibe auch Vieh- und Schafzucht. Seit dem Burenkrieg hat der hiesige Landwirt immer über das eine oder andere zu klagen: über Heuschrecken, Trockenheit, und gegenwärtig über zu viel Regen. Letzterer hat sehr viel Schaden angerichtet; er hat beinahe zwei Monate gedauert und die Regenmenge betrug 42 Zoll. — Mit der Viehzucht ging es besser, obschon Pferde- und Schafkrankheiten auch von mir tüchtige Opfer forderten. Trotzdem sind wir nicht vorangekommen; die Herden haben sich zwar verdoppelt und verdreifacht, aber die Preise sind heute nicht mehr die

dem Drängen meiner Freunde nicht widerstehen und nehme an Versammlungen teil, wo ich mit Stolz sagen kann, daß meine unparteiischen Ansichten geschätzt werden. Dester wird mir dabei auch die Ehre des Vorsitzenden zuteil. Die Mehrzahl der Farmer und natürlich alle Buren sind mit der Burenregierung zufrieden. Großes Interesse nehme ich am Vereinsleben und zwar hauptsächlich am landwirtschaftlichen und korporativen Verein. Seit zwei Jahren habe ich die Ehre, Präsident des Eastern Transvaal Farmers Association zu sein, ein Verein, der großen Einfluß bei den Landwirten und beim landwirtschaftlichen Departement hat. Dann bin ich auch Delegierter der Agricultural Union und des Cooperations-Congresses. Doch in gewissen Fragen sind die hiesigen Verhältnisse noch kaum reif genug, und herrscht noch zu wenig Vertrauen zu korporativen Verbindungen unter den Leuten. Ein anderer Verein, dem ich auch angehöre, der aber wegen Mangel an Mitgliedern in der Nachbarschaft leider sehr unbedeutend ist, führt den Namen The Catholic Association. Ich komme da höchstens zum jährlichen Kongreß am Pfingstmontag nach Johannesburg.

Meine Kinder trachte ich, sobald sie ein gewisses Alter erreichen, in gute katholische Schulen zu schicken. Die zwei ältesten Söhne Franz (16 Jahre) und Louis (13½ Jahre), sind nach der Schweiz, der eine in eine Industrieschule, der andere an ein humanistisches Gymnasium. Franz will Farmer werden und kommt schon im Herbst lfd. Jz. zu uns zurück. Louis aber will Priester werden, so Gott will. Das älteste Mädchen ist im Dominikanerinnenkloster in Heidel-

berg (Transvaal) und lernt sehr gut; die zwei jüngsten, Cyrill und Jbda (Zwillinge von $5\frac{1}{3}$ Jahren), sind bei uns. Die Schulen kosten mich viel Geld. Mein Mädchen in Heidelberg kostet mich jährlich mehr,

keine katholische Kirche. Wohl hat uns die Regierung einen Baugrund für Kirchen- und Schulzwecke gegeben, doch es sind hier in der Nähe nur sehr wenige katholische Ansiedler; 17 Meilen von hier



Das neue Rathaus in München.

als die zwei Söhne in der Schweiz zusammen, doch ich bin zu solchen Opfern gerne bereit.

Die Schwestern in Heidelberg haben nur jeden zweiten Sonntag eine hl. Messe. Wir haben hier

gedenkt der Hochwürdigste Herr Bischof Miller von Johannesburg eine Kirche und ein Dominikanerinnen-Konvent zu errichten. Dort liegen auch mehr Goldminen.

Die Minen in und um Johannesburg machen betreffs Goldausbeute immer größere Fortschritte, aber da stets bessere Maschinen in Gebrauch kommen, sind die Arbeitslöhne gefallen. Jede Mine hat ihren eigenen Kaffernkonfoud, und die Kaffernarbeiter in der Stadt haben ihre besonderen Wohnungen, wenn sie nicht im Hause der Herrschaft schlafen. Meiner Ansicht nach werden die Kaffern nichts weniger als sklavisch behandelt, wenn sie auch nicht gleichberechtigt mit den Weißen sind. Auf dem Trottoir allerdings werden sie nicht geduldet. Man kann in der Stadt, wie auf dem Lande auch Kaffernmädchen in Dienst bekommen. In der Stadt sind sie sogar sehr gesucht, wenn sie etwas mehr von der Hausarbeit verstehen. Leider läßt sich über die Moral solcher in großen Städten arbeitenden Kaffernmädchen nicht viel Gutes sagen. Deswegen lassen die heidnischen Eltern ihre Mädchen nicht leicht in die Stadt gehen.

Der Lohn kaffrischer Diensthuten schwankt zwischen 20 bis 80 Schilling (Mark) im Monat; Mädchen erhalten 20 bis 40 Schillinge, Minenarbeiter 40 bis 60 Schilling mit Einschluß von Kost und Logis per Monat. Eigene Geschäfte, wozu eine Lizenze nötig ist, können hier Kaffern nicht erhalten, sonst aber mögen sie alle Geschäfte ausüben, was aber nur im kleinen möglich ist, da alle größeren Arbeiten in den Händen der Arbeitsvereine von Weißen sind. Arbeiter, die sich nicht diesen Vereinen anschließen, haben in Städten wenig Aussicht auf Erfolg.

Der Sonntag wird streng gehalten, und zwar in jeder Beziehung. — Kaffern dürfen keine starken Getränke besitzen oder gebrauchen, man darf sie ihnen nicht einmal schenken. Nur die Minen können mit spezieller Erlaubnis der Regierung Kaffernbier brauen; Kaffern auf dem Lande jedoch, 12 Meilen von dem Minenort entfernt, dürfen für sich selbst Kaffernbier brauen.

Wenn von Transvaal gefordert würde, die Kaffern sollten mit den Weißen in gleichem Grade stimmberechtigt sein, wie in der Kapkolonie, so würde in diesem Falle Transvaal niemals in die südafrikanische Union eintreten; darin sind alle Weißen einig. — Die Kaffern haben hier als Landwirte den Boden mietweise in Besitz. Ein Großteil der Farmen ist im Besitz von Landkompanien und diese vermieten die Farmen an Kaffern für eine Rente per Familie von Pstr. 5 bis Pstr. 10 (100—200 Mark) im Jahr.

Transvaal erwartet dieses Jahr einen Staatsüberschuß von Pstr. 500 000 (10 Millionen Mark).

(Fortsetzung folgt.)

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

4. Kapitel. Der Rückzug nach Impetynne.

Als ich die Augen wieder öffnete, bemerkte ich, wie ein leichter Regen sanft an meine Wangen schlug. Ich sah über mir einen grauen Himmel schwer und düster sich ausdehnen. Mein Kopf brummte und brannte und war schwer wie Blei. Ich hatte in mir ein unbestimmtes Gefühl von Unbehaglichkeit, Müdigkeit und Elend; aber ich konnte mich geraume Zeit gar nicht entsinnen, wo ich denn eigentlich sei.

Ueber meiner Brust lag etwas wie ein schweres Gewicht, eine beengende Last; nun wurde ich ge-

wahr, daß es der Arm eines Mannes war, der ausgestreckt über mir lag. Ich schob den Arm auf die Seite, arbeitete mich in eine sitzende Stellung empor und schaute blöde umher. Die Dinge rings um mich nahm ich nur halb wahr, erst nach und nach gewannen sie eine festere Gestalt; ich war wie in dumpfem Träumen, und erst allmählich wurde mir klar, daß ich unter einem Haufen erschlagener Soldaten lag. Der Kopf eines Mannes und die anliegenden Schulterteile streckten sich über meine Füße hin, und einige Schritte von mir entfernt standen die vier Hufe eines Pferdes in die Höhe, was mir zwecklos und unfähig lächerlich vorkam. Rings umher lagen Menschen- und Pferdeleichen, ganz ineinander verwickelt und verschlungen; weiße Federbüsche, vom Regen schlaff zusammengeklebt, lagen am Boden und wanden sich feucht um schwarze Leiber. Auch über meinen Knien lag der Oberkörper eines Erschlagenen; aus dem tief gewaltigen Schädel floß blaßrotes Blut, das sich ganz eigentümlich von der Ebenholzschwärze eines kaffrischen Kopfringes abhob. Ich stieß den Mann von mir, raffte mich auf, stellte mich auf die Füße und gaffte wie schlaftrunken umher.

Etwa hundert Schritte von mir saß eine Gruppe von Bondokriegern am Boden, in ihre Decken eingehüllt. Sie hielten ihre Pferde an den Zügeln. In stumpfsinniger Verwunderung nahm ich wahr, daß ihrer nicht mehr halb so viele seien, wie in der vergangenen Nacht. Ngokwenyama aber ging, von einigen Insizwas (jungen Männern) begleitet, unter den Leichenhaufen umher. Als er mich so dastehen und blöde umhergaffen sah, kam er rasch auf mich zu, goß aus einer Flasche etwas in einen kleinen Becher und gab es mir zu trinken. Der kostbare Saft ergoß sich wie Feuer in all meine Glieder, und schon nach einer Minute oder zwei fühlte ich mich wesentlich besser. Ich griff an meinen Kopf und fand da eine große Schramme, klebrig von geronnenem Blut. Mein linker Arm war steif und im Vorderarm saß eine drei Zoll lange Wunde, die von einer Seite bis zur andern ging und deren blutgefüllte Ränder klaffend auseinanderstanden.

Nun warf ich einen Blick auf Ngokwenyama. Auch er war übel zugerichtet. Sein Helmbusch war hinweggeschoren, der Brustharnisch zerklüftet und voll Beulen, seine Oberschenkel waren überkrustet von gestocktem Blut und beim Gehen hinkte er etwas mit dem linken Fuß. Sein Mut und seine Kampfbegier jedoch war nicht im mindesten geschwächt, sondern schien mir noch wesentlich gewachsen. Er ging wie ein Held unter dem Reste seiner Truppe umher, sprach da und dort ein ermunterndes Wort und verband, so gut es eben ging, unsere Wunden. Ein Tingo half ihm dabei, und viele der Insizwas wichen keinen Augenblick von seiner Seite.

Die gereiften Männer dagegen, mit den Kehlas, den Ringen um die Köpfe, und die Indunas hockten rings um den Häuptling Ndabazine am Boden und hielten eine jener endlosen Sitzungen, die bei den Bondos und Griquas so beliebt sind. „Unterhandeln, unterhandeln — und niemals handeln,“ sagte viele Jahre später Smith Conner voll Entrüstung von diesen Männern, und ich, ein Pondo von dem Bondomiststamm, muß gestehen, unsere Indunas und Häuptlinge waren zu allen Zeiten größer im